Die Einziehung dieses Schützenvermögens erfolgte auf Beschluß des Magistrats, als die Schützen den ihnen im Schützenbriefe verordneten Verpflichtungen infolge der veränderten Zeitverhältnisse nicht mehr nachkamen. Im Jahre 1843 ist die Schützengesellschaft aufgelöst ebenso war sie aufgelöst unter der Fremdherrschaft der Franzosen vom Jahre 1810—1816. Nach dem Abzug der Franzosen wurde die Schützengesellschaft wieder hergestellt und ihr das Einkommen aus den Grundstücken wieder gewährt. Anders war es bei der zweiten Auflösung im Jahre 1843. Am 13 April stellten 24 Bürger der Stadt beim Magistrat folgenden Antrag:

„Bekanntlich besteht hier nach alter Sitte eine Schützengesellschaft von 80 Mann (anscheinend ist aber nur die Neustädter oder die Altstädter Komp. gemeint, denn es hatte jede Stadt 80 Mann) mehr werden nach den alten Statuten nicht zugelassen. Weil aber die bestehende Einrichtung dem jetzigen Zeitgeiste nicht angemessen ist, so ist auch dieselbe bei weitem nicht vollzählig, weil sie keinen Anklang findet. Es ist zwar der Wunsch der meisten Bürger, daß auch hier wie an anderen Orten eine neue Schützengesellschaft gebildet werde, wozu der Herr Bürgermeister auch einen Versuch gemacht hat, allein die jetzt noch bestehende Schützengesellschaft beharrt auf ihrem Fortbestehen nach alter Art und Sitte, weshalb dann ein angenehmes allgemein teilnehmendes Fest nicht zu Stande gekommen ist. Auffallend ist es daher den meisten Bürgern, daß die ungefähr noch aus einem Sechstel bestehende Schützengesellschaft alljährlich ein Einkommen aus rein städtischen Grundvermögen von cr. 70 Rth u. darüber hinaus zu ihrem Vergnügen „vergeudet" und daß also fünf Sechsteile der Bürger, welche keine Schützen sind, von diesem städtischen Vermögen nichts zu gute kommt.

Die Stadt ist bekanntlich in einem großen Schuldenzustande, sodaß schon mehrmals bedeutende Gemeindeauflagen erhoben werden mußten, welche für die Folgen keineswegs ausbleiben werden. Da nun von den erwähnten, rein städtischen Revenüen nur ein Teil der Bürger ihr Vergnügen hat, so muß es allerdings der Wunsch der Uebrigen sein, daß unter diesen Umständen dagegen Beschwerde erhoben wird usw. Unterzeichnete tragen gehorsamst darauf an, daß der bisher bestandenen Schützengesellschaft die erwähnten Revenüen vom städtischen Vermögen von jetzt an enzogen werden, wobei wir bemerken, daß jene Revenüen immer auf Pfingsten pränumerando eingehen und es deshalb noch Zeit ist, solche wieder in die städtische Kämmereikasse fließen zu lassen".

Der Magistrat erstattete hierauf folgenden Bericht an die Stadtverordneten: pp die Schützengesellschaft, welche seit Wiedereinführung der Vaterländischen Verfassung hier in beiden Städten besteht, ist allerdings im Besitze und Genusse einiger Grundstücke. Dieselbe ist unter Mitwirkung der derzeitigen Obrigkeit wieder ins Leben getreten, es sind hier die fraglichen Grundstücke, welche während der Westfälischen Zeit verpachtet waren, zur selbsteigenen Benutzung wieder eingeräumt. Ohne die ihre wohlerworbenen Rechte verletzen zu wollen wird aber von einer Entziehung derselben wohl nicht die Rede sein können, auf keinen Fall werden die Schützen sich diese Grundstücke ohne Prozeß nehmen lassen. Eine andere Frage ist, ob unsere Schützengesellschaft, wie sie gegenwärtig ohne Teile der gebildeteren und wohlhabenderen Bürger besteht, nicht einer Reform bedürfe. Dieses kann aber, wie wir beantworten müssen, weniger von der Obrigkeit, als vielmehr von der guten Gesinnung der Bürger ausgehen. Unsererseits werden wir das Unsrige dazu beitragen. Daß übrigens ein Anlaß zur Beschwerdeführung nicht vorliegt, leuchtet bald ein, indem diejenigen welche an den Nutzungen des Schützenvermögens teilnehmen wollen, sich nur als Mitglieder aufzunehmen gebrauchen. Der Magistrat.

Beschwerden gleichen Inhalts richtete eine Anzahl Bürger an die Regierung und an den Oberpräsidenten. Gleichzeitig schwebten Verhandlungen wegen der Auflösung der Schützengesellschaft. Beide Kampagnien erklärten sich unter gewissen Bedingungen mit einer Auflösung und Neubildung einverstanden. Die Komp. der Neustadt bestand damals nur noch aus 19 Mann, die Komp. der Altstadt aus 27 Mann. Nach vielem Hin- und Herschreiben faßte die Stadtverordnetenversammlung am 22. Dez. 1843 folgenden Beschluß: In der heutigen Stadtverordnetensitzung ist nach einer nochmaligen Konferenz mit dem Magistrat hinsichtlich des Mißbrauches, welchen bisher die hiesigen Schützenkompagnien genossen haben, unter Zurücknahme unseres Beschlusses vom 15. 8. 1843 folgendes beschlossen: Dem neu einzurichtenden Schützenvereine den Mißbrauch von dem sogenannten Schützenvermögen fernerhin auf drei Jahre, nämlich für die Jahre 1844, 1845 und 1846 zu belassen, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte unserer Genehmigung über die zu entwerfenden Statuten. Auch bewilligen wir zugleich die Besitztitelberichtigung des sogen. Schützenvermögens zum Bürgervermögen.

Dieser Beschluß der Stadtverordneten ist von der Regierung unter dem 6. Februar 1844 genehmigt Die reorganisierte Schützengesellschaft hat das Vermögen der alten jedoch noch bis zum Ende des Jahres 1848 genossen, dann aber infolge von Uneinigkeit des Schützenoberst mit dem Bürgermeister auf Grund der genannten Beschlüsse verloren und ist nunmehr für ihre Festlichkeiten auf die laufenden Beiträge und das bei den Festen sich ergebende Einkommen angewiesen. Auf den Namen der Schützengesellschaft stehen im Grundbuche seit der Seperation noch cr. vier Morgen Grundstücke im Asseler Felde. Die Pacht hiervon fließt aber in die Stadtkasse.

Die Eintragung der Schützenkomp. zu Warburg ist auf Grund des Attestes des Magistrats vom 11. Dezember 1843 erfolgt, worin bescheinigt wird, daß die Asseler Wiesen bis zur westfälischen Periode und nächst dem wieder seit dem Jahre 1823 von der Warburger Schützengesellschaft über 44 Jahre ruhig und ungestört im Besitze gewesen sind. Unberechtigter Weise nimmt die Stadt Warburg den Pachtzins für diese Wiesen in Anspruch.

Im Jahre 1845 bildeten 74 Bürger der Stadt eine neue Schützengesellschaft. Das Statut ist im März 1845 aufgestellt und am 27. Juni von der Regierung genehmigt. Das Statut enthielt gegen die jetzt gültige Fassung vom Jahre 1914 folgende bemerkenswerte Abweichungen: Die Schützengesellschaft bestand aus je einer Komp. der Alt- und Neustadt. Aufgenommen werden konnten nur solche Einwohner, welche das Bürgerrecht besaßen. Hierunter fielen nicht alle hier ansässigen Beamten.

Diese konnten, soweit sie das Bürgerrecht nicht gewonnen hatten, nur als Gäste an dem Feste teilnehmen. Besonders streng waren die Vorschriften über den Ausschluß von Mitgliedern. Es konnten nämlich ausgewiesen werden unter anderem, wenn sich jemand im bürgerlichen Leben durch Gemeinheit und Roheit in seinen Gesinnungen oder Handlungen bemerkbar machte. Wer bei den allgemeinen Schützenversammlungen den Anordnungen der Führer zu wiederholten Malen keine Folge leistete. Wer nach fruchtlos ergangener Warnung mit dem Gewehre unvorsichtig umging oder wenn mit einem mangelhaften Gewehr geschossen wurde. Ferner wer bei den Schützenfesten Zänkerei veranstaltete oder Bier aus der Gesellschaft verschleppte, wer eine auf ihn gefallene Wahl ohne genügenden Grund ablehnte. Die Führer waren damals ein Oberst, zwei Befehlsträger, bei jeder Komp. ein Hauptmann, zwei Leutnants, ein Fähnrich und zwei Spontonträger, acht Rottenführer und ein Feldwebel. Die Wahlen bedurften der Genehmigung durch den Magistrat. Der Oberst und die Hauptleute hatten das Recht jeden Schützen, welcher sich der guten Ordnung nicht füge und Zänkereien anfing, sofort vom Schützenplatze zu entfernen. Die Führer hatten auch für die Ausbildung der Schützen im Exerzieren und Schießen zu sorgen usw. Auch die jetzt noch übliche Kleidung der Schützen wurde 1845 eingeführt.

Im Jahre 1891 wurde dann ein „Revidiertes Statut des Bürgerschützenvereins" aufgestellt. Die Zahl der Schützen betrug damals 77. Bei dieser Gelegenheit wurde die 3. Komp. der Jungesellen neu ins Leben gerufen. Die Fahne der 3. Komp. ist in diesem Jahre beschafft. Die älteste Fahne besitzt jetzt die 1. Komp. und zwar ist sie im Jahre 1823 angeschafft als Ersatz für die bei dem großen Brande am Neustädter Markte im Jahre 1822 vernichtete alte Fahne. Die Kosten für die neue Fahne betrugen 30 Thaler, die der Bürger Martin Heidenreich den Schützen geliehen hatte. 1844 war die Schuld bis auf 20 Thaler getilgt.

Die Fahne war dafür verpfändet. Die Schützen stellten den Antrag an den Magistrat, die Restschuld auf die Stadt zu übernehmen, weil die alte Schützengesellschaft aufgelöst und ein Vermögen nicht mehr vorhanden sei. Im Falle der Ablehnung des Antrages seien die Schützen gezwungen, die Fahne und das Schützenkleinod zu verkaufen um die Schuld abtragen zu können. Anscheinend ist die Stadt dem Wunsche der Schützen entgegengekommen. Die Akten enthalten nichts weiteres hierüber.

Die Fahne der 2. Komp. ist im Jahre 1901 (?) als Ersatz für die alte zerschlissene Fahne angeschafft. Letztere wird noch im städtischen Archiv aufbewahrt.

Während ursprünglich jede Kompagnie für sich feierte, wurde nach Neubildung des Schützenvereins im Jahre 1845 ab gemeinsam auf dem Altstädter Anger gefeiert. 1857 schenkte der Rentier Robert Fischer der Schützengesellschaft, deren König er war, 900 Mark, die im Jahre 1863 zur Beschaffung eines neuen Schützenzeltes benutzt wurden. Die frühere Festhalle auf dem Altstädter Anger, deren Fundamente jetzt noch zu sehen sind, waren vom Kriegerverein errichtet. Die Gemahlin des Rentiers Fischer schenkte den Schützen den Schellenbaum, den wir heute noch besitzen. Die Familie Fischer hat außerdem noch sehr viel gutes für die Stadt getan.

Im Jahre 1889 wurde das Schützenfest zum ersten Male in der jetzigen Festhalle gefeiert. Im Jahre 1892 konnten die Schützen ihr 300jähriges Jubiläum feiern. Dieses groß aufgezogene schöne Fest ist den älteren Einwohnern noch in guter Erinnerung.

Die Warburger Schützengesellschaft hat also über drei Jahrhunderte im Dienste der Stadt gestanden, wenn auch in den letzten Jahrzehnten nicht mehr in dem Umfange ihrer früheren Tätigkeit. Sie hat ihre schönen Feste gefeiert, die selten durch einen Mißton gestört sind. In der Schützengesellschaft hat sich die ganze Stadt zu gemeinsamen Familienfesten vereinigt, indem diese hoch u. niedrig, alt u. jung zu einer fröhlichen, recht eigentlich städtischen Feier verknüpfte. Durch sie ist die Eintracht unter den Bürgern gefestigt, Achtung und Liebe der verschiedenen Stände gefördert, patriotische Stimmung gehegt und gepflegt worden. Möge der Schützenverein Warburg in diesem Sinne noch viele Jahre weiter wirken zum Wohle der Stadt und ihrer Bürger und seine Feste in alter traditioneller Weise feiern.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 59 | 22. Juli 1933 | 7. Jahrgang



1. Fortsetzung

„Um sieben Uhr, Papa, wenn es dir recht ist."
„Ja, es ist recht so. Auf Wiedersehen, Karel."
„Auf Wiedersehen, Papa."
Er legte den Hörer auf und wandte sich Peter zu.
„Also, lieber Peter, du hast's gehört. Heute abend mußt du mir schon Gesellschaft leisten. Ich bin nur gespannt, was das wieder für ein interessanter Gast ist. Komische Leute sind oft bei meinem Schwiegervater. Mal ein Indianerhäuptling, neulich kam ein afrikanischer Feuerfresser und Gaukler, über den mein Schwiegervater entzückt war Ich fand den Kerl fürchterlich. Gina auch."
„Dein Schwiegervater war viel drüben in Afrika?"
„Ja, er ist einer der besten Kenner des Landes und seiner Sprachen. Darin ist er unvergleichlich. Er kennt alle Dialekte. Er spricht mit einem Basuto genau so wie mit einem Buschmann. Das Abessinische ist seine Spezialität. Er war ja 10 Jahre in diesem Lande, und das seltsamste: Ginas Mutter, deren Herkunft man nicht kennt, soll er dort geheiratet haben. Kennst du Abessinien?"
Peter Lutz lächelte.
„Aber lieber Karel .. ich komme ja aus Abessinien! Ich bilde mir sogar ein, sehr gut abessinisch zu sprechen."
„Da wird sich Herr van Hevel freuen."
„Lieber Karel, bitte .. sprich Herrn van Hevel gegenüber nicht davon, daß ich aus Abessinien komme."
„Aber warum denn nicht, Peter?"
„Weil mir eben ein Gedanke gekommen ist. Ein ganz törichter, vielleicht dummer, alberner Gedanke, aber er ist gekommen, ohne mein Zutun. Also sprich nicht davon."
„Wie du wünschest, Peter. Uebrigens, entsinnst du dich noch auf Ginas Schwester, die kleine Oda?"
„Ja, deutlich entsinne ich mich. Aber es sind nun vier Jahre ins Land gegangen, seit ich sie gesehen habe. Sie muß doch nun auch allmählich eine junge Dame geworden sein."
„Sie ist 18 Jahre alt und verspricht eine Schönheit zu werden. Ganz wie Gina! Sie hat dasselbe kupfergoldene Haar, das wie ein leuchtender Helm den Kopf einrahmt. Sie wird sich sehr freuen, wenn ich dich mitbringe!"

*

Der Gelehrte, eine hohe stolze Erscheinung, trotz seiner weißen Haare noch immer ein schöner Mann, begrüßte Peter sehr warm und stellte ihn, wie Karel, seinem Gast vor.
„Herr Abdis Malei Abejida aus Schoa hat meinem Hause die Ehre erwiesen."
Begrüßung. Sie sprachen französisch miteinander, das Herr Abejida tadellos beherrschte.
Der Abessinier war ein hoher, schlanker Mann mit einem dunkelbraunen, wie aus Stein gemeißelten Gesicht. Kluge Augen saßen in dem länglichen Schädel, die immer liebenswürdig blickten, aber die Kinnpartie verriet dem erfahrenen Peter Lutz sofort, daß Herr Abejida sicher alles andere als liebenswürdig im Leben war. Der Mann war grausam bis aufs Blut, das war der erste Eindruck, den Peter hatte.
„Es ist ausgezeichnet, Monsieur Abejida", sagte Peter verbindlich, „daß Sie Deutschland auf Ihrer Reise mitbesuchen."
„Oh ... Deutschland, schönes Land, großes, Monsieur. Es ist mir eine Freude, es bewundern zu dürfen", entgegnete der Abessinier impulsiv. „Ganz Abessinien hat wärmste Sympathien für das große Deutschland."
„Wir danken Ihnen für Ihre gute Meinung, Monsieur."
Mitten in das Gespräch kam Oda van Hevel.
Als sie Peter Lutz sah, da ging es wie ein Schimmer der Freude über ihr schönes Gesicht. Sie kam rasch heran und drückte ihm die Hand.
„Sind Sie doch einmal wieder gekommen, Herr Lutz?"
„Mein gnädiges Fräulein . . .!"
„Früher nannten Sie mich Oda, Herr Lutz, und waren mein guter Freund", sagte sie warm.
„Der bin ich heute genau noch so. Wenn Sie also wünschen, von Herzen gern . . . also Fräulein Oda."
„Nichts anderes, natürlich, Herr Lutz. Also frisch aus Afrika kommen Sie? Haben Sie Löwen gejagt?"
„Ja, drei kamen mir vor die Büchse."
„Elefanten?"
„Waren sehr rar. Einen Bullen habe ich mal ange-

schossen, das war ein kritischer Moment. Da hätte ich leicht von dem schweren Tier zermalmt werden können."

„Wie lange waren Sie zuletzt drüben?"

„Zwei Jahre, Fräulein Oda. Vorher habe ich in Indien gejagt. Aber vor einem Monat packte mich das Heimweh so gewaltig, da hielt ich's nicht mehr aus, da mußte ich heim. Und da bin ich."

„Und jetzt bleiben Sie in Berlin?"

„Ich hoffe es."

„Ach, schon wieder die Unruhe, die Sie immer von Land zu Land peitscht."

„Nein, nein . . . etwas ganz anderes! Eine Aufgabe. Ich erzähle es Ihnen dann. Jedenfalls ist es mir eine Riesenfreude, Sie einmal wieder zu sehen. Sie waren noch ein Kind, als ich Sie das letzte Mal sah. Jetzt steht schon eine junge Dame vor mir, und dazu . . . eine wunderschöne junge Dame."

„Ach ja," lachte Oda. Dann wurde sie wieder ernst. „Sie wissen von dem großen Unglück, das meinen Schwager betroffen hat?"

„Seit ein paar Stunden, Fräulein Oda. Und das ist ja die Aufgabe, die mir vorschwebt . . . Frau Gina und das Kind wiederzufinden. Karel geht zu Grunde. Man muß ihm helfen."

Erschrocken sah ihn das Mädchen an.

„Sie glauben an ein Verbrechen?"

„Ja, ich glaube, daß Ihre Schwester nicht freiwillig gegangen ist. Ich glaube, daß sie lebt und daß sie sich in Not befindet. Das glaube ich ganz bestimmt."

Dankbar sah ihn Oda an.

„Herr Lutz", sagte sie warm, „jetzt, da Sie es aussprechen, jetzt kann ich sagen, ich glaube es genau so, habe es immer geglaubt, so sehr auch alles dagegen sprach. Gina liebte Karel unendlich. Sie kann ihn nicht freiwillig verlassen haben. Was wollen Sie tun?"

„Ganz nüchtern und klar überlegen und nachforschen, wer eigentlich ein Interesse daran hatte, sich Frau Ginas und des Kindes zu bemächtigen. Da heißt es erst einmal die Zusammenhänge in verschiedenen Punkten aufdecken."

Gespannt lauscht ihm Oda, während sich Karel mit dem Abessinier unterhielt.

„Wo glauben Sie die Zusammenhänge zu finden?"

„Dort, wo Frau Gina gelebt hat, also im Elternhaus oder im Hause ihres Gatten."

„Da vermuten Sie die Lösung des Rätsels?"

„Ja, und Sie werden mir helfen."

„Mit allen Kräften."

„Sehen Sie, Fräulein Oda, ich kannte Frau Gina als vortreffliche Frau und beste Mutter. Und als schöne, begehrenswerte Frau. Sonst weiß ich nichts aus ihrem Leben, gar nichts, aber ich muß mehr wissen, viel wissen, um zu erfahren, wo ich anpacken muß."

„Ich will Ihnen erzählen, alles was Sie wissen müssen, Herr Lutz. Wann darf ich Sie erwarten? Ich stehe Ihnen immer zur Verfügung."

Lutz überlegt, dann sagt er: „Vielleicht ist es besser, wenn wir uns morgen bei Karel treffen."

„Gern. Und die Stunde?"

„Früh . . . gegen 10 Uhr?"

„Ich werde prompt da sein!"

Als er mit Oda sprach, hatte er immer das Gefühl, als ruhe ein Blick auf ihm. Plötzlich wandte er sich ganz unvermittelt zur Seite und da sah er in das beherrschte, liebenswürdige Gesicht des Abessiniers. Aber die Augen schienen trotz aller Ruhe doch feindselig zu blicken.

„Wie gefällt Ihnen unser Gast?" fragte Oda unvermittelt.

„Was soll man da sagen! Ein Abessinier . . . ich weiß nicht, aber ich habe nie eine besondere Zuneigung für sie gehabt, ich habe sie immer für nicht ganz aufrichtig empfunden. Es ist ein seltsames Volk, steht mit einem Beine noch im Mittelalter, mit dem anderen in unserer entnervten Zeit des Hetztempos. Finden Sie nicht, daß Herr Abejida trotz seiner liebenswürdigen Miene etwas Grausames an sich hat?"

Oda nickte zu seinen Worten.

„Es geht mir nicht anders. Ich fürchte mich fast vor ihm. Aber Vater scheint ganz begeistert zu sein. Abessinien . . . es war immer seine große Leidenschaft als Gelehrter. Meine Mutter . . . hat Ihnen Karel darüber noch nichts gesagt? . . . soll er aus Abessinien mitgebracht haben."

„Ja, ich weiß. Leider habe ich Ihre Frau Mutter nie kennengelernt. Gewiß war sie eine interessante Frau."

Oda sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich war sechs Jahre alt, als sie starb. Aber ihr Bild lebt unauslöschbar in mir. Sie war so schön . . . wie Gina, nur fremdartiger wirkte ihr Antlitz. Das Haar war das gleiche wie meines, nur noch leuchtender, mehr ins reine Gold spielend. Ich habe sie nie lachen sehen. Immer blieb ihr Antlitz ernst."

„Liegt Ihre Mutter in Berlin begraben?"

„Nein, sie wurde nach ihrer Heimat zurückgebracht und liegt drüben begraben. Näheres weiß ich nicht. Vater hat nie darüber gesprochen."

„Seltsam laufen doch die Schicksale der Menschen!"

*

Der Abend war sehr angeregt. Herr Abejida war ein interessanter Plauderer, der kluge, vernünftige Gedanken entwickelte und allerlei Interessantes über sein Heimatland berichtete.

Im Laufe der Unterhaltung erfuhren sie auch Näheres über die Stellung, die er bekleidete. Herr Abejida war der Berater des Ras von Schoa. Ras bedeutet soviel wie Fürst. Abessinien zerfällt in verschiedene Fürstentümer, die dem Negus (Kaiser) von Abessinien untertan sind.

Peter Lutz hörte interessiert zu, spürte immer wieder, wie sich die besondere Aufmerksamkeit des Abessiniers stets von neuem Oda zuwandte. Sie beherrschte das Französische nicht so perfekt, und sobald er spürte, daß sie ihn nicht recht verstanden habe, da bemühte er sich, es ihr begreiflich zu machen.

Peter hatte auch Muße, Herrn van Hevel zu studieren.

Das Gesicht des Mannes war eigenartig. Länglich geformt, wirkte es vornehm und charaktervoll. Eine wundervolle Ruhe ging von ihm aus. Immer sprach er beherrscht, und darum vermochte man in seiner Nähe nicht recht warm zu werden.

Manchmal schien es Peter aber, als sei diese Ruhe doch nicht so ganz selbstverständlich, wie es den Eindruck machte. Manchmal kam es wie Unruhe über den Gelehrten. Sein Gesicht blieb dabei immer beherrscht, aber die Augen veränderten sich, wurden unruhig, ja angstvoll.

Jetzt merkte es Peter ganz besonders, als der Abessinier von seinem Herrn, dem Ras von Schoa, sprach. Herr Abejida erzählte von ihm und das Bild des abessinischen Fürsten stieg vor Peters Augen auf, klar und plastisch. Er sah den vornehmen Abessinier vor sich, groß, hünenhaft, mit Ruhe und Hinterhältigkeit, der Grausamkeit ohnegleichen, wie er selbst schon einen Ras — es war der von Las — kennen gelernt hatte.

Als großen Jäger schilderte Abejida seinen Herrn, erzählte, daß er einen Tiger mit den Händen erwürgt habe, den man extra für ihn hatte kommen lassen.

Peter spürte, daß der Erote übertrieb, immerhin war es wohl möglich, daß der Ras von Schoa ein Mann von ganz besonderen physischen Qualitäten war.

Peter zuckte zusammen.

Deutlich sah er, wie sich jetzt die Hände des Gelehrten zusammenballten, zu Fäusten wurden.

Eine Welle von Feindseligkeit schien von ihm auf den Abessinier überzugehen.

Doch Herr Abejida lächelte.

*

Gegen neun Uhr wandte sich der Hausherr an Peter und nahm ihn beiseite.

„Herr Lutz . . . darf ich Sie um einen Freundschaftsdienst bitten?"

„Bitte, verfügen Sie ganz über mich."

„Sie wissen, welch bitteres Schicksal uns betroffen hat. Wir trauern noch um Gina. Würden Sie sich heute abend ein paar Stunden meinem Gaste widmen und ihm Führer in Berlin sein? Er ist sicher hergekommen, um auch etwas zu sehen. Bitte, tun Sie mir den Gefallen und laden Sie ihn ein. Theater . . . da wird es ja zu spät sein, aber besser vielleicht Varieté oder Tanzlokal. Sie würden mich zu großem Dank verpflichten."

„Aber selbstverständlich, Herr Professor. Das nehme ich Ihnen gern ab. Ich werde Herrn Abejida den Vorschlag machen."

Das tat er auch und der Erote verbeugte sich dankbar. Er war sofort damit einverstanden.

Es war etwa neun Uhr, als sich Peter Lutz mit seinem Schützling verabschiedete.

*

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Lutz", sagte der Abessinier dankbar, „daß Sie sich meiner in dieser großen Stadt etwas annehmen wollen."

„Aber ich bitte Sie! Als alter Afrikaner macht mir das ein Vergnügen."

„Sie waren oft in Afrika? Kennen Sie auch mein Heimatland?"

„Etwas, Monsieur Abejida! Aber ich hoffe, wieder Gelegenheit zu haben, nach drüben zu kommen, und dann werde ich Sie in Ihrer Bergfeste einmal aufsuchen."

„Es wird mir wie meinem Herrn eine Freude sein, Mons. Lutz! Sie werden immer willkommen sein. Sie sind Jäger. Mein Herr liebt die Jäger, weil er selbst ein großer Jäger ist, der nichts fürchtet. Wenn er wüßte, wie man den Teufel sagt, ich glaube, er würde auch vor ihm nicht Halt machen."

(Fortsetzung folgt)

Heimatecke

Geschichte der Schützengesellschaft, jetzt Bürgerschützenverein zu Warburg

(2. Forts.) Von Carl Roeper, Schriftführer des Schützenrats

An anderen Orten muß es aber noch schlimmer hergegangen sein. Der Sandebecker Schützenbrief erzählt uns nämlich in derb natürlicher Weise, daß die Eltern ihren Kindern, denen der „Seyher" (Speichel) und andere unsittige sachen von der Nase ab über das Maul hangen, das Drinkgeschirr vor das Maul setzten, sodaß die genannten „Unditsittigen sachen" daran klebten und hängen blieben. Infolgedessen kam gar mancher Nachbar, so „dabey sitzet, der ohnwille zum Geschirr und zum Drunke." Ja es kam öfters vor, daß einem „der nicht stark genaturt, alles im leibe herumme laufet und alles oben heraus steigen muß".

Es war untersagt, irgend einen Fremden mit in die Gesellschaft zu bringen und ihm von dem gemeinschaftlichen Bier zu reichen. Das Bier durfte nur in der Gesellschaft der Schützen verschenkt werden, jemand außerhalb der Tür ein Glas zu reichen war streng untersagt und wurde bestraft. Doch wurde kranken Mitgliedern das ihnen zustehende Bier zugeschickt. Die Trinkgefäße waren Eigentum der Schützengesellschaft, daher waren sie auch ein Gegenstand besonderer Sorge. In die Gläser war das Stadtwappen mit der Ar. der Rotte eingeschliffen. Leider ist uns kein Stück auf die heutige Zeit erhalten geblieben. Es war demjenigen, der ein Trinkgefäß mit nach Hause nahm, eine schwere Strafe angedroht. Die Trinkgefäße werden wohl verschwunden sein, als die Schützengesellschaft s. Zt. (1843) zeitweise aufgelöst war. Auch der Armen wurde bei den Festen freigebig gedacht. Jeder konnte sich einen etwa 2—3 Maß enthaltenden Krug aus dem Heidenreichschen oder Gabrielschen Hause holen. Für das ganze Fest mit allen Vergnügungen und Genüssen zahlten die Schützen früher nur 10 Silbergroschen, während die übrigen Kosten gedeckt wurden aus dem Einkommen der Schützenwiesen. Es ist aber auch hierbei zu bedenken, daß die Schützenkompagnien früher viel kleiner waren wie heute.

Die für den Fall und auf die Dauer des Gehorsams verliehenen Geschenke und Nutznießungen sind von allgemeiner Bedeutung und Wichtigkeit.

Da ist zunächst das silberne Kleinod. Zum ersten Male wird dieses Kleinod erwähnt in dem Schützenbriefe vom Jahre 1591. Es steht dort wörtlich: So werden wir Ihnen auch des ersten Jahres ein silbern Kleinod und jährlich einen Hut verordnen". Man wählte den Ausdruck Kleinod nicht, um den hohen künstlerischen Wert des Geschenks zu kennzeichnen, dieses Wort war vielmehr allgemein im Gebrauch. Auch das einfachste Abzeichen auf dem Lande wurde so genannt. Das Warburger Kleinod ist ein Werk des berühmten Silberschmieds und Graveurs Anton Eisenhoit. Wir wissen von dem Leben dieses großen Künstlers eigentlich nur Weniges. Er ist geboren im Jahre 1554 in dem jetzt dem Fuhrunternehmer Josef Meyer gehörendem Hause in der Bernhardistraße in Warburg. Dieses trägt heute noch folgende Inschrift: Anno Domini MDXXVI Inventio † (crucis) Jaspar Iserenhoit = Im Jahre des Herrn 1526 Kreuzerfindung (3. Mai) Jaspar Iserenhoit. Auf dem über dem Halbbogen befindlichen Balken ist ein aus demselben herausgearbeiteter Sturmhut-Eisenhut angebracht, offenbar zur Erklärung des Namens Iserenhoid. In der Kupferstecherkunst, vielleicht im nahen Kassel ausgebildet, ging Eisenhoit etwa gegen die Mitte der siebziger Jahre nach Rom. Der Florentiner Arzt Michael Mercati rühmt ihn in seinem später herausgegebenen Werke mit folgenden Worten: Anton Eisenhoit aus Warburg, ein ausgezeichneter junger Mann, den ich schon seit einiger Zeit als Zeichner und Stecher beschäftige und von dessen hohen Leistungen meine Bilder Zeugnis geben werden". Nach einem im städtischen Archiv aufgefundenen einzelnen Blatte muß Eisenhoit schon im Jahre 1585 wieder in Warburg ansässig gewesen sein. Hier schuf er größere und kleinere Kupferstichplatten und führte bedeutende Silberarbeiten aus, unter letzteren auch das Schützenkleinod. Dieses hat für uns eine ganz besondere Bedeutung, weil es das einzige Kunsterbteil ist, welches seiner Vaterstadt Warburg von Eisenhoit erhalten geblieben ist. Das Kleinod ist ganz aus gediegenem Silber gearbeitet, 270 Gramm schwer. Es ist ein längliches Viereck, 11½ cm breit und 15 cm lang. Das ganze besteht aus zwei durch acht Niete aneinander befestigten Platten. Im Mittelfelde befindet sich, umschlossen von reichen Verzierungen das Warburger Wappen, die Lilie. Die Die Hinterseite zeigt einen kunstvoll gravierten Adler mit stolz erhobenen Fittigen auf einem mit Blattwerk verzierten Aste, den er mit seinen Krallen umschließt. Die Zeichnung ist geradezu meisterhaft. Oberhalb des Adlerkopfes befindet sich in einem Halbkreise die Inschrift „Ahn Godt niemandt verzage geluk kumpt aldage". Leider ist die Rückseite des Kleinods durch Einkritzelungen der Namen der Schützenkönige in rohester Weise verunziert und zerstört. Durch einen glücklichen Zufall ist uns das Kleinod erhalten geblieben. Als nämlich die Franzosen unter Jerome alles Vermögen der Gilden und Innungen an sich rissen, nahmen sie auch unser Schützenkleinod mit und brachten es zum Verkauf. Der damalige Landrat Wilhelm von Hiddessen erwarb es und gab es der Stadt zurück. Den Franzosen war der Wert des Kleinods [der Versicherungswert gleich 250000 RM] nicht bekannt, sonst hätten sie es gewiß nach Kassel und später nach Paris als reiche Beute mitgenommen. Von Hiddessen aber, der sich den Franzosen sehr angefreundet hatte, daß er zum Kammerherrn der Könige von Westfalen ernannt war, wird sicher nicht zuviel dafür gegeben haben. In welcher Gunst er bei dem Könige von Westfalen stand, ist daraus ersichtlich, daß er bei der plötzlichen Flucht der Franzosen aus Kassel beauftragt war, den Kronschatz von Kassel nach Paris zu bringen. Wäre das geschehen, so hätten wir es niemals wiedergesehen.

Außer dem Kleinod wurde der Schützengesellschaft von der Stadt jährlich ein Hut (Dreimaster) mit goldener Tresse gegeben. In der ersten Zeit blieb der Schützenkönig vier Jahre im Besitz des Hutes und lieferte ihn dann an die Schützenkompagnie zurück, wofür ihm sechs Thaler aus der Kasse gezahlt wurden. Der König trug den Hut bei allen festlichen Gelegenheiten, bei welchem die Schützen sich als Korporation beteiligten. Ferner erhielt der König noch von der Stadt ein Geldgeschenk von sechs Gulden.

Von den den Schützen zur Nutzung überwiesenen Grundstücken und Anger ist nur wenig mehr bekannt. Manche der angegebenen Namen wie Wedderholts holle, Tonnekamp, Airendhf, Oddenhausen, sind im Laufe der Zeiten untergegangen. Nachdem der schon erwähnte Schützengraben zwischen den Städten, in welchem ursprünglich die Schießübungen abgehalten wurden, längst abgegeben war, retteten die Schützen in das vorige Jahrhundert hinüber die Wiese zu Asseln, das Rottheimer Feld und den Schützenanger am Stiepenwege in der Nähe von Germete. Letzterer war je acht Schützen der Alt- und Neustadt zur freien Nutung übergeben, während die anderen Grundstücke an den Meistbietenden verpachtet wurden. Im Jahre 1843 hatte der ganze Besitz eine Größe von etwas über 20 Morgen mit einem Reinertrag von 37 Thalern.